

Die Brüder Grimm versus Friedrich David Gräter – ein fatales Zerwürfnis

VON ANNE HEINRICHS

»Fehlurteile der Gegenwart beruhen weitgehend auf mangelnder Kenntnis der Sachverhalte«

Ludwig Denecke, Jacob Grimm und sein Bruder Wilhelm, Stuttgart 1971

Thematisch gehören die folgenden Ausführungen zu dem größeren Umfeld der wissenschaftlichen Rezeption der altnordischen Sprache und Literatur in Deutschland, einem Kapitel der Wissenschaftsgeschichte, das m. W. noch nicht geschrieben wurde¹. Auf die vorwissenschaftlichen Rezeptionsvorgänge bei Herder, Denis, Klopstock, Gerstenberg u. a. ist immer wieder hingewiesen worden, wenn auch meist nicht von Fachleuten im engeren Sinne, sondern von Germanisten oder Vertretern der neueren Skandinavistik. Der in strengem Sinne wissenschaftliche Einsatz erfolgte 1789 durch F. D. Gräter, dessen Bemühungen bis heute in der Wissenschaftsgeschichte noch wenig Gerechtigkeit widerfahren ist². Die Fehlurteile über ihn gehen zurück auf das frühe 19. Jahrhundert, als die Brüder Grimm in einer erbitterten Auseinandersetzung mit ihrem Vorgänger den Sieg davontrugen³.

Doch bevor wir die Geschehnisse in den Jahren 1810 bis 1813 im einzelnen analysieren, sollen die dramatis personae kurz vorgestellt werden. F. D. Gräter (1768–1830) veröffentlichte als 21-jähriger sein Erstlingswerk, eine Anthologie

1 Überarbeiteter Nachdruck aus den »Akten der Fünften Arbeitstagung der Skandinavisten des deutschen Sprachgebiets«, hg. von Heiko Uecker im Verlag Dr. Bernd Kretschmer, St. Augustin 1983, S. 101–115. Als Vortrag gehalten bei der genannten Arbeitstagung im August 1981 in Kungälv in Schweden und beim 2. Salzburger Symposium »Die Rezeption des Mittelalters in Literatur, bildender Kunst und Musik des 19. und 20. Jahrhunderts« im März 1982.

2 Der Beginn einer besseren Einschätzung von Gräters Bedeutung findet sich in Irmgard Schwarz: Friedrich David Gräter – Ein Beitrag zur Geschichte der Germanischen Philologie und zur Geschichte der deutsch-nordischen Beziehungen. Greifswald 1935; desgl. in: F. D. Gräter (1768–1830), Württ. Franken, 52 (1968) mit vielen wertvollen Beiträgen und in Anne Heinrichs: Friedrich David Gräter und die Rezeption der Hervarar saga. In: Studien zur Geschichte der Stadt Schwäbisch Hall. Württ. Franken 64 (1980). S. 275–290.

3 Die Urteile von Heinrich Lohre: Von Percy zum Wunderhorn (Palaestra XXII), Berlin 1902, bes. S. 97–102, sind den Ergebnissen dieser Studie völlig entgegengesetzt; sie werden ohne sachliche Argumente vorgetragen und von einem Vorurteil für die Brüder Grimm beherrscht. Abschließend heißt es: »Der Bruch mit den Brüdern Grimm bedeutete für Graeter ein Selbstbegräbnis; statt unter den Ahnen der deutschen Philologen genannt zu werden, lebt er im Andenken höchstens noch als ein prähistorisches Fossil, mit den abenteuerlichen Auswüchsen eines solchen« (S. 101f.).

unter dem Titel: Nordische Blumen (1789). Zwei Jahre zuvor (1787) war in Kopenhagen der erste Teil der ersten Ausgabe der Sæmundar- oder Lieder-Edda mit einer lateinischen Übersetzung erschienen. Von ihren 13 Stücken brachte Gräter in seiner Anthologie acht wichtige Götterlieder in deutscher Übersetzung und, abgesehen von weiteren poetischen Zusätzen, drei wissenschaftliche Aufsätze zur nordischen Mythologie. Sowohl die Übersetzungen als auch die Abhandlungen gingen von den altnordischen Quellen aus, wenn auch lateinische Übersetzungshilfen in Anspruch genommen werden mußten, da es in Gräters Studienzeit weder eine brauchbare altisländische Grammatik noch ein solches Wörterbuch gab. 1791 erschien der erste Band seines »Litterarischen Magazins der Deutschen und Nordischen Vorzeit«, das bis 1802 sieben Bände erreichte. Bekannt unter seinem Namen »Bragur«, ist dieses insgesamt acht Bände umfassende Magazin im Bewußtsein einiger Fachkenner noch am ehesten mit dem Namen Gräter verknüpft. (Bragur, ein Maskulinum, ist die neuisl. Form des altisl. »bragr« und heißt Dichtkunst.) Die zahlreichen Beiträge über altnordische Themen stammen überwiegend von Gräter selbst, doch beschäftigten er und seine Mitarbeiter sich ebenfalls mit Gegenständen altdeutscher Studien, worunter die gesamte ältere Literatur, das Volkslied, das Brauchtum und vieles andere verstanden wurde. In der Zeit von 1802 bis 1812 erlebte Gräter schwierige Jahre, die, wie er selber meinte, ihn zu unfruchtbarem Schweigen verurteilten. Tatsächlich war es eine Zeit der Wirksamkeit in Gymnasialprogrammen, die natürlich wenig Ausstrahlung hatten. Gräter hat übrigens, obwohl er 1790 in Erlangen promovierte und 1797 den »Charakter eines Professors« verliehen bekam, nie eine Universitätsprofessur innegehabt, sondern sein tägliches Brot zuerst als Lehrer und später als Rektor des Gymnasiums in Schwäbisch Hall, seiner Vaterstadt, verdient.

Wilhelm Grimm, 1786 geboren, ein Jahr nach seinem Bruder Jacob und also 18 Jahre jünger als Gräter, entschloß sich mit Jacob zusammen im Laufe des Jahres 1806, nach anfänglichem Jurastudium sich künftig ganz dem Studium des Altdeutschen zu widmen. Schon in dieser Zeit geriet auch das Altnordische ins Blickfeld der Brüder, das nicht zuletzt durch Gräters »Bragur« mit den in strengerem Sinne »altdeutschen« Texten in Beziehung gebracht war. Im Jahre 1808 veröffentlichte Wilhelm Grimm einen für seine Entwicklung grundlegenden und für den Neueinsatz der altnordischen Studien wichtigen Aufsatz unter dem Titel: »Über die Entstehung der altdeutschen Poesie und ihr Verhältnis zu der nordischen.« Hier zeigt sich, daß Grimm sich schon weitgehend in die damals zugängliche wissenschaftliche Literatur des Altnordischen eingelesen hatte und daß er, soweit sie bereits gedruckt waren, die Quellen unmittelbar benutzte. Was die Hilfsmittel anbelangte, so war er immer noch in der gleichen Lage wie Gräter zwanzig Jahre vor ihm. Erst 1811 und 1814 wurden diese Hilfsmittel durch Rasks altisländische Grammatik und das von Rask herausgegebene Wörterbuch des Björn Halldorsson bereitgestellt. Die beiden späteren Kontrahenten hatten sich ihre altisländischen Sprachkenntnisse aus Texten selbst erarbeitet, und es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, daß beide im Laufe dieses Vorganges dieselbe Fornaldarsaga, nämlich die Hervararsaga, für

ihren eigenen Lernprozeß übersetzt hatten⁴. W. Grimm ergänzte die Rezeption altskandinavischer Literatur zur Nibelungen- und Dietrichsepik, indem er Übersetzungen hierher gehöriger Lieder aus den dänischen Folkeviser lieferte. Diese lernte er in der berühmten dänischen Sammlung kennen, die Anders Sörensen Vedel 1591 begonnen und die dann 1695 Peder Syv, um 100 Lieder vermehrt, unter der Bezeichnung »Kämpeviser« (Kämpferweisen) wieder herausgebracht hatte. Sie wurde im 18. Jahrhundert mehrfach neu gedruckt, zuletzt 1787. Nachdem W. Grimm 1808 zehn dieser Lieder in Achim von Arnims »Einsiedlerzeitung« veröffentlicht hatte, stellte er eine größere Auswahl, mehr als 100 Lieder verschiedener Gattungen, zusammen und veröffentlichte sie 1811 mit großer Einleitung und umfangreichen Kommentaren in seinem ersten Buch: »Alddänische Heldenlieder, Balladen und Märchen«. – Eine gewisse Parallelität läßt sich in der wissenschaftlichen Entwicklung der beiden Protagonisten nicht verkennen: Beide waren Bewunderer der altdeutschen und altnordischen Poesie, beide bemüht, sie zu vermitteln als Übersetzer und Ästhetiker, beide aber auch Wissenschaftler im modernen Sinne mit Sachverstand und ihrer Zeit entsprechender Kritikfähigkeit – nur eben Gräter zwanzig Jahre vor Wilhelm Grimm.

An der in Frage stehenden Auseinandersetzung nahmen noch zwei weitere Personen teil: Jacob Grimm, der in eben diesem Zeitraum zusammen mit seinem Bruder eine Ausgabe der Heldenlieder der Edda vorbereitete, und Friedrich Heinrich von der Hagen, der den Brüdern mit einer solchen Ausgabe im Jahre 1812 zuvorkam. Dazu muß man wissen, daß die Kopenhagener Ausgabe der Edda, die das Arnamagnänische Institut, eine Stiftung des berühmten isländischen Handschriftensammlers Árni Magnússon (1663–1730), sich zur Aufgabe gestellt hatte, ins Stocken geraten war. Der zweite Band, der die Heldenlieder umfassen sollte, erschien erst 1818. Die deutschen Gelehrten in ihrer Nibelungenbegeisterung waren begierig nach den ihnen so schwer zugänglichen nordischen Quellen. Im Druck zugänglich waren die zu diesem Stoffkreis gehörigen Prosaquellen, die Volsunga saga und die Nornagests saga seit 1737 in Björners »Kämpa Dater« und die Wilkinasaga, heute Thidrekssaga genannt, seit 1715 durch die Herausgabe des Schweden Peringskjöld. Das Wichtigste fehlte: die alten Eddalieder. So wurde schriftlich mit Dänemark Kontakt aufgenommen; denn Kopenhagen war die bedeutendste Handschriftenzentrale. Man wandte sich an Rasmus Nyerup (1759–1829), der – Bibliothekar und vielseitiger Wissenschaftler – zuerst an der Königlichen, dann an der Universitätsbibliothek seinen Dienst tat. Er wurde von drei Seiten zugleich bedrängt, Abschriften der noch ungedruckten eddischen Lieder aus der wichtigsten Handschrift, dem Codex Regius, besorgen zu lassen. Während Gräter, sein langjähriger Freund, abschlägig beschieden wurde, erhielt von der Hagen das Gewünschte und W. Grimm hatte zunächst das Nachsehen, bis die Brüder Grimm ihre Abschriften durch den Grafen von Hammerstein erhielten. Gräter hatte allerdings nie die Absicht, eine eigene Ausgabe zu veranstalten. Wohl aber war er von den Genannten

4 Bezeugt von Gräter in Bragur I, S. 158 und von Wilhelm Grimm in: Kleinere Schriften, II, S. 124, Anm. I.

der einzige, der eine echte Eddahandschrift, allerdings eine späte Abschrift in privatem Besitz, mit eigenen Augen gesehen hatte. Alle Beteiligten waren nie in Kopenhagen, was in den wirren Zeitläuften der napoleonischen Kriege kaum verwundern kann.

Im Jahre 1810 begann nun die eigentliche Auseinandersetzung zwischen den Grimms und Gräter, die thematisch zwei Komplexe umfaßte: den Eddastreit⁵ und den Kämpeviserstreit. Im März begann W. Grimm von Halle aus durch die Vermittlung von Steffens seinen Briefwechsel mit Nyerup, der ihm bereitwillig Aufklärung über viele dunkle Stellen in den Folkeviser gab, seine immer dringlicher werdenden Bitten um eine Abschrift der Eddalieder aber mit Hinhalten beantwortete. Am 8. August desselben Jahres eröffnete J. Grimm einen Briefwechsel mit Gräter, den er zwar nicht persönlich, wohl aber aus seinen Werken kannte. Auch er verfolgte wie sein Bruder das Ziel, durch die Korrespondenz an ihm schwer zugängliche Materialien zu kommen. In diesem Fall war es wohl in erster Linie das Manuskript des niederländischen »Van den vos Reynaerde«, das Gräter in der aufgelösten Bibliothek der Benediktinerabtei von Comburg entdeckt hatte. Gräter reagierte nur zögernd auf die Wünsche des jungen Gelehrten, schon gar nicht ließ er sich das Manuskript ablocken, sondern veröffentlichte es – verständlicherweise – selber in dem achten und letzten Band seines »Bragur«, der Ende des Jahres 1812 erschien. Auch für Gräter war eine Zeit neuer Wirksamkeit angebrochen. Ab Januar 1812 hatte er unter dem Titel »Idunna und Hermode« eine wöchentlich erscheinende Altertumszeitschrift herausgegeben, eine Ergänzung des Magazins, die ein rascheres Eingehen auf die sich damals häufenden wissenschaftlichen Ereignisse auf nordischem und altdeutschem Gebiet ermöglichen sollte. Ostern 1811 waren die »Alddänischen Heldenlieder« erschienen, die in einer Nachschrift die erste Ankündigung der geplanten Eddaausgabe enthielten, etwa gleichzeitig mit einer öffentlichen Anzeige in der Hallischen Allgemeinen Litteraturzeitung (vom 18. April), die im übrigen mit einer Ankündigung des »Reineke Fuchs« gekoppelt war. Gleich auf drei Spuren, die mit den Stichworten »Eddalieder«, »Folkeviser« und »Reineke Fuchs« bezeichnet werden können, waren die Brüder Grimm Gräter gefolgt; als vierte kam 1812 das »Wessobrunner Gebet«⁶ hinzu. Bedenkt man noch die Gräterische Sammlertätigkeit von Volksliedern und Märchen, von der die Romantiker wußten und profitierten, so hatten die Brüder Grimm dem vielseitigen und kenntnisreichen Anreger viel zu verdanken. Aber würden sie es auch zeigen – und in welcher Form? Es ist begreiflich, daß Gräter besonders durch die Aussicht auf die Eddalieder in Erregung geriet und Gelegenheit nahm, sich in der »Idunna« dazu zu äußern.

5 Über die Herausgabe der Edda und ihre Begleitumstände vgl. *Gunnhild Ginschel*: Der junge Jacob Grimm 1805–1819. Berlin 1967. S. 47–49; *I. Schwarz* (wie Anm. 2) S. 25f. und 112–119. Dazu vorwiegend unter dem Aspekt der Verlegerschwierigkeiten: Unbekannte Briefe der Brüder Grimm. Hg. von *Wilhelm Schoof*. Bonn 1960. S. 58–62. Leider enthalten die Zwischentexte unsachliche, persönlich gefärbte Urteile.

6 Zugleich mit dem Hildebrandslied hatten die Brüder Grimm auch das Wessobrunner Gebet veröffentlicht (1812) und dabei die Entdeckung der Alliteration in beiden Werken für sich beansprucht; in Wirklichkeit hatte Gräter bereits 1797 in seinem Kommentar zum Wessobrunner Gebet darauf aufmerksam gemacht (Bragur V, 1., S. 118ff.). Vgl. *Ginschel* (wie Anm. 5) S. 45, Anm. 9, wo allerdings die Jahreszahl für Gräter falsch angegeben ist.

Er, der die Schwierigkeiten einer Eddaübersetzung aus den Quellen aus eigener Erfahrung kannte, äußerte zunächst nur sein Erstaunen darüber, daß deutsche Gelehrte es wagen konnten, der schon so lange angekündigten Kopenhagener Ausgabe vorzugreifen. Das geschah in einer längeren Anmerkung, die er im »Anzeiger zu Idunna und Hermode« (Nr. 2, 18. Jan. 1812) anbrachte, wo er die Grimmsche Ankündigung der Eddaausgabe in der Hallischen Allgemeinen Litteraturzeitung wörtlich übernahm und damit objektiv zur Bekanntmachung des Unternehmens beitrug. Man sollte sich vergegenwärtigen, daß Gräter vielleicht der einzige in Deutschland war, der seine Bedeutung ermesen konnte. Es waren aber ganz besondere Zweifel, die an ihm nagten, hervorgerufen durch einen seltsamen Irrtum, dem er anheimgefallen war: er meinte nämlich, die Brüder Grimm hätten sozusagen vom Arnamagnäanischen Institut in Kopenhagen den Auftrag erhalten, eben diesen zweiten Teil offiziell herauszugeben – für ihn ein geradezu ungeheuerlicher Gedanke, den er in einem langen Schreiben an J. Grimm (1. Juli 1811) vorsichtig, aber deutlich formulierte. Jacob, weit entfernt den Irrtum aufzuklären, ließ die Antwort (23. Juli 1811) – wie ich meine – absichtlich in der Schwebe, ja er verstärkte ihn noch dadurch, daß er die anfänglich zugesagte Mitarbeit durch den sehr kompetenten Dänen Rasmus Rask erwähnte. Auch die sehr pauschal und in begeisterten Tönen verfaßten Ankündigungen der Eddaausgabe ließen diesen Schluß zu und – immer noch! – die neue große Ankündigung der Brüder Grimm im März 1812, welche im Morgenblatt für gebildete Stände erschien. In diesem umfangreichen Aufsatz, abgedruckt in Wilhelm Grimms Kleineren Schriften I, S. 212–227, legten die Grimms genau ihre Pläne dar, fügten Übersetzungsproben bei und stellten eine wissenschaftsgeschichtliche Einleitung über die bisherige Rezeption der Edda voran, in der im Vorbeigehen Gräters Bemühungen erwähnt und etwas von oben herab mit einem Lob versehen wurden:

Für Deutschland ist noch zu bemerken, dass Gräter (der auch in Bragur I Thrymsquida isländisch und dänisch abdrucken liess) in seinen nordischen Blumen (1789) acht dieser Rhapsodien (in Bragur I, 2. die neunte) übersetzte: eine Arbeit, die im Ganzen Lob verdient und welche dadurch noch besonders rühmlich war, dass sie zuerst auf die Würde und den poetischen Werth dieser alten Lieder aufmerksam machte...⁷.

Ziemlich schnell – er wartete nicht einmal die letzte Fortsetzung im Morgenblatt ab – reagierte Gräter darauf, persönlichen Ärger zunächst unterdrückend, mit einem kurzen Aufsatz in seiner Idunna, betitelt: »Über den Aufsatz: Die Lieder der alten Edda« (25. April 1812, Nr. 17 und 2. Mai 1812, Nr. 18). Seine Erörterungen befaßten sich im wesentlichen mit der Frage, ob die Brüder Grimm nur den nordischen Zyklus der Nibelungen bearbeiten wollten – dann wäre dies eine lobenswerte Vorarbeit für die arnamagnäanische Ausgabe – oder ob sie tatsächlich, stellvertretend für diese, ein größeres Unternehmen anstrebten. In letzterem Fall müsse er die Frage stellen,

7 W. Grimm: Kleinere Schriften I, S. 215.

»ob denn Dänemark wirklich diesen nordischen Nationalschatz, diesen Hort seiner Nibelungen, ohne Schmerz in fremde Hände geben, und dem ewigen Vorwurf gleichgültig zusehen könne, daß die Nachwelt einst sagen wird: das sonst so patriotische Dänemark... sei nicht stolz, reich, thätig oder mächtig genug gewesen, um dem ersten Theile der Edda aus dem Fonds des magnänischen Legats, und dem gelehrten Reichthum seiner Stipendiaten und Vorsteher, einen zweiten in seiner eigenen Hauptstadt nachfolgen zu lassen?«⁸.

Fast umgehend verlangte Jacob Grimm brieflich, Gräter möge eine Erwiderung, eventuell mit Gräterschen Anmerkungen in der *Idunna* erscheinen lassen. Gräter sagte zu, aber diese beiden Zeugnisse, Jacob Grimms Antikritik und Gräters Metakritik, sind nie erschienen und – wie es scheint – gänzlich verlorengegangen. Erst durch Jacobs (wohlgemerkt nicht nachprüfbar) Antikritik wurde Gräters Irrtum endgültig aufgeklärt, wie aus seiner brieflichen Antwort hervorgeht:

*Ueberhaupt wird der Gesichtspunct anders, nachdem Sie erklären, dass Sie blos diejenigen Lieder, die zu dem Cyclus des Heldenbuchs und der Niebelungen gehören, und nicht die Pars altera Eddæ Sæmundinæ im Namen des Magnänischen Instituts oder doch als Stellvertreter desselben heraus geben wollen. Doch darauf muss ich nun schon öffentlich antworten, und breche daher von diesem Gegenstand ab*⁹.

Diese öffentliche Bekundung ist, wie gesagt, für uns verloren. Aber nun war der Streit trotz mehrerer Friedensbemühungen von beiden Seiten kaum noch beizulegen. Gräter fühlte sich tief verletzt, beleidigt, herabgesetzt und mißverstanden in seinem mehr oder weniger uneigennütigen Kampf für die Belange der Edda. Aber noch wollte er nicht aufgeben.

Im Februar des Jahres 1813 erschien in den Heidelbergischen Jahrbüchern der Litteratur eine umfangreiche Rezension über Wilhelm Grimms »Altdänische Heldenlieder«, zwar anonym, aber doch auf Gräter als Verfasser hindeutend¹⁰. Jacob Grimm brach sofort den Briefwechsel ab, und Wilhelm verfaßte noch im selben Monat seine Antikritik, die er bald darauf in der kleinen Schrift: »Drei altschottische Lieder... Nebst einem Sendschreiben an Herrn Professor Gräter« veröffentlichte. Durch diese ungemein aggressive, von beißender Ironie getragene Antikritik wurde Gräter endgültig zum Schweigen gebracht. Es ist aber unbedingt nötig, Argumente und Gegenargumente genau zu prüfen, eigentlich noch viel ausführlicher, als ich es hier tun kann.

Aus den Erörterungen, die von beiden Seiten sehr umständlich geführt wurden (Gräter: ca. 37 S., Wilhelm Grimm ca. 44 S.), greife ich die für unsere Diskussion

8 *Jdunna* 1812, S. 72. Sperrungen von Gräter.

9 Briefwechsel J. Grimm–Gräter, S. 34.

10 Diese wichtige Grätersche Rezension hätte es verdient gehabt, der Forschung in einem Wiederabdruck zur Verfügung gestellt zu werden, ein Vorteil, welcher der Grimmschen Erwiderung in dem »Sendschreiben« in Wilhelm Grimms Kleineren Schriften zuteil wurde. Erst zusammengestellt können die beiden Texte ihre Schlüsselrolle als Dokumente einer weitreichenden Auseinandersetzung erweisen. Wirklich herangezogen und streckenweise zitiert wurde Gräters Rezension von *I. Schwarz* (wie Anm. 2) S. 117f., und von *Hermann Bausinger*, Gräters Beitrag zur Volksliedforschung. In: *Württ. Franken* 52 (1968). S. 85–88.

wichtigsten heraus¹¹. Am Rande erwähne ich einen Streitpunkt, den wir wohl heute viel milder beurteilen würden, der aber damals beide Gegner sehr erbiterte. Es handelt sich um den gegenseitigen Vorwurf, in der altisländischen Sprache nicht genügend bewandert zu sein. Beide kreiden sich in kleinlicher Weise grammatische Fehler an, die auch bei beiden zu finden sind. Das war kein Wunder in einer Zeit, als die neue Wissenschaft sich erst bildete und noch keine richtigen Hilfsmittel zur Verfügung standen.

Zwei Komplexe Gräterscher Vorwürfe lassen sich durch den Gegensatz der wissenschaftsgeschichtlichen Standorte der beiden erklären, die mit den Begriffen Aufklärung und Romantik pauschal umrissen sind. – Schon Herder hatte vier Folkeviser-Übersetzungen in seinen »Volksliedern« gebracht; Gräter hatte diese Tradition in Bragur I (S. 199–211) und V,2. (S. 74–82) durch drei weitere Übersetzungen fortgeführt, und Wilhelm Grimm, angeregt durch den Erfolg von »Des Knaben Wunderhorn«, bot sie nun in ihrer ganzen Vielfalt dar. Manche Folkeviser weisen eine deutliche Verwandtschaft zu den Stoffen eddischer Dichtung auf, so z. B. die Ballade »Tord von Meeresburg« (W. Grimm, Nr. 27) mit dem eddischen Götterlied Thrymsquida. Das Verhältnis der beiden Dichtungen aus den verschiedenen Gattungen und ihre ästhetische Bewertung erörtert W. Grimm in seiner Einleitung. Dabei führt ihn seine romantische Schwärmerei über den hohen Wert des Volksliedes als »Naturdichtung« zu der Annahme, daß die Ballade, obwohl erst in viel späterer Form überliefert, sehr alt sei, mindestens ebenso alt wie die Thrymsquida. Diese faßt er nun als »Kunstdichtung« auf, indem er sie, etwas undifferenziert, in die Nähe der Skaldendichtung setzt, kann sie aber, wie es eigentlich sein Prinzip erfordert, nicht herabsetzen, da sie wirklich künstlerisch hochstehend ist. Es ist schwer, aus der Vorrede zu den »Alddänischen Heldenliedern« ein Zitat herauszuheben, das den Gegensatz der beiden Dichtungsarten, wie W. Grimm ihn vermitteln will, präzise und eindeutig herausstellt. Ich wähle deshalb dieselbe Stelle, die Gräter in seiner Rezension anführt und die tatsächlich sehr charakteristisch für W. Grimms romantische Theorie ist:

Die Volkspoesie lebt gleichsam in dem Stand der Unschuld, sie ist nackt, ohne Schmuck, das Abbild Gottes an sich tragend; die Kunst hat das Bewußtsein empfangen, sie kann den Muth nicht mehr haben, ihren Gegenstand hinzustellen, wie er ist, sondern er muß umkleidet werden. Es ist darüber kein Streit, man muß es empfinden, aber diese Kleidung ist es, die wir in den Gesängen der Edda finden, dieses Gemessene, Runde. Dadurch wird nicht gesagt, dass sie nicht auch sehr einfach sein können, noch wird über den Rang zwischen beiden abgeurtheilt; wenn wir die Volkslieder wegen der Gewalt und Wahrheit lieben, mit welcher sie das Leben und das Größte des Lebens nah vor uns hinstellen,

¹¹ Ich halte mich in erster Linie an Berührungen mit dem Nordischen. Für die Volksliedforschung hat *Bausinger* Gräter uneingeschränkte Rechtfertigung zuteil werden lassen (vgl. Anm. 10). Übrigens habe ich schon in meinem oben erwähnten Aufsatz (vgl. Anm. 2), S. 288 f. einen Aspekt aus diesem Streit behandelt.

*so sehen wir in den Kunstgesängen alle Kräfte der Menschheit gesteigert, die Helden idealer und höher zu den Göttern gerückt*¹².

Da W. Grimm seine Theorie nicht genügend durchreflektiert und für die ästhetische Wertung des Volksliedes keine genauen Kriterien bringt, findet Gräter genug Ansatzpunkte, zu kritisieren und seine eigene Auffassung darzulegen. Er entgegnet also:

*Wahrlich ein großer Aufwand an schimmernden Gedanken, um einen verkehrten Schluß zu machen. Denn man darf nur die Thrymsquida in Gräters bekannter Verdeutschung in den Nordischen Blumen lesen,, und dann diesen Tord von Meeresburg in gegenwärtigem Werke, wenn man sich überzeugen will, daß in dem letztern nicht das Größte des Lebens vor uns hingestellt, noch weniger das Abbild Gottes darin erkenntlich, sondern daß es vielmehr von dem Göttlichen nicht bloß zu dem Menschlichen, sondern zu einer wahrhaft pöbelhaften Verunstaltung herabgesunken ist. Das läßt sich auch begreifen, denn wenn man annimmt, daß das Eddische Lied höchstens in das achte Jahrhundert zurück zu datiren sey, ... das Dänische Volkslied aber in das 16te Jahrhundert zu setzen, so liegt gerade ein Zeitraum von acht hundert Jahren mitten inne*¹³.

Mit dem Versuch einer Datierung des Eddalieds bleibt Gräter durchaus in wissenschaftlich vertretbarem Rahmen, ganz im Gegensatz zu vielen seiner Vorgänger; im übrigen ist die Datierungsfrage auch heute noch nicht endgültig gelöst. Er ist also überzeugt, daß die Thrymsquida das Urbild für die Ballade sei, und stellt die These auf, das Eddalied sei im Laufe von Jahrhunderten durch mündliche Tradition zersungen worden. Als Nachweis für den Vorgang des Zersingens – der Ausdruck wurde erst später und nicht von Gräter geprägt – bringt er in der Rezension verschiedene Varianten eines deutschen Volksliedes und zeigt dabei zugleich, welchen Wert er der noch lebendigen Mündlichkeit beimißt. So druckte er auch in Bragur III (1794) interessante Beispiele skandinavischer Sammler ab, die noch Varianten aus lebendiger Tradition zu einer Folkevisse beibringen konnten (W. Grimm, Nr. 7 »Die wahrsagenden Nachtigallen«, Bragur III »Das Lied vom schönen Midel«). In dem Aufsatz »Gräters Beitrag zur Volksliedforschung« von 1968 hat Hermann Bausinger herausgearbeitet, wie modern – im Gegensatz zu den Romantikern – Gräters Forschungen und Auffassungen auf diesem Gebiet waren. Jedoch in der polemischen Zuspitzung des Gegensatzes seiner Auffassung und der W. Grimms ließ er sich hinreißen, den ästhetischen Wert der Folkevisse gegenüber dem Eddalied extrem herabzusetzen, indem er behauptet, die Ballade sei »zu einer wahrhaft pöbelhaften Verunstaltung herabgesunken«. Allerdings stand Gräter mit seiner Ablehnung solcher »Spinnstubenlieder« nicht allein, sondern befand sich in einer Reihe achtbarer Kenner beider Dichtungsgattungen. Die Widersprüche der Grimmschen Theorie über »Natur- und Kunstpoesie« klar zu analysieren, gelang Gräter nicht; er konnte nur seine Abneigung artikulieren und begründen. Ganz allgemein wirft er W. Grimm Dunkelheiten in der wissenschaftlichen Diktion vor,

12 Aلدänische Heldenlieder XVIII. Wiederabdruck in *W. Grimm*: Kleinere Schriften I, S. 184f.

13 *F. D. Gräter*: Rezension, S. 194. Sperrungen von der Autorin.

glaubt, daß er einer schlechten Mode erliege und spricht in einem solchen Zusammenhang von einem »widerlichen Mysticismus«. Anläßlich einer Besprechung über Ferdinand Weckherlin, »Beiträge zur Geschichte alteutscher Sprache und Dichtkunst« finden sich Formulierungen von Gräter, die m. E. auf die Brüder Grimm zielen; dort heißt es:

*Herr Weckherlin nimmt nicht nach der Mode der Zeit den absprechenden Ton anderer junger Schriftsteller an, und wo seine Fantasie oder sein Gefühl ihn zu einer höheren Sprache erhebt, verfällt er nicht in den widerlichen Mysticismus, wodurch selbst achtungswerthe Schriftsteller ihren Stil verunstalten, und dem guten Geschmack des neunzehnten Jahrhunderts Schande machen*¹⁴.

Eine »Widerlichkeit« empfand Gräter auch an W. Grimms Übersetzungen. Schon das äußere Bild stieß ihn ab; denn Grimm hatte sich aufgrund eigenartiger Rhythmusvorstellungen, die – soweit sie überhaupt klar werden – Gräter ebenfalls ablehnte, für Langzeilen entschieden und so aus vierzeiligen Strophen Zweizeiler gemacht. Ebenso mißfiel Gräter die Art der wörtlichen Übersetzung, mit der sich nach Grimms Meinung die Naivität der Folkeviser dem modernen Hörer am besten übermitteln ließ. Gräter stellte sie in die Nähe von Schülerexerzitien und mochte wohl etwas wie Pseudonaivität heraushören, zumal er seinem Gegner zahlreiche Stellen nachweisen konnte, an denen dieser entgegen dem Original Assonanzen dem reinen Reim verzog. Er habe, meint Gräter, das Stolpern – ein natürliches Merkmal aller Volkslieder – er habe »dieses Stolpern selbst wirklich übertrieben«, und fährt kurz darauf fort:

*Eben diese Widerlichkeit empfanden wir an Hrn. Gr.(imms) Übersetzungen. Sie stolpern zuviel, und wir finden dieses keineswegs durch die Dänischen Originale gerechtfertigt. In dem gegenwärtigen Liede (es handelt sich um »Elfenhöh«, W. Grimm, Nr. 33) sind unter 12 Reimen nicht weniger als sieben, mithin mehr als die Hälfte nicht, und der achte durch ein bloßes Flickwort (sofort!) gereimt. Dies heißt sich die Sache leicht machen. . .*¹⁵.

Gräter macht sich die Kritik nicht leicht; er braucht allein für die Übersetzungsanalyse 12 Seiten, wobei er für Detailuntersuchungen die eben erwähnte berühmte Folkevise »Elfenhöh« heranzieht und ihr vergleichend drei frühere Übersetzungen zur Seite stellt: Gerstenberg 1766, Herder 1778 und Haug 1804. Mit Recht wies W. Grimm das Lob der epigonalen Bearbeitung durch Haug zurück. Aber vielen durchaus begründeten Argumenten Gräters wußte er kein besseres Argument entgegenzustellen als sein eigenes Gefühl und seine Überzeugung, die Vortrefflichkeit der Lieder unmittelbar dargetan zu haben. In dieser Überzeugung bestärkte ihn der Beifall seiner Freunde; bezeugt sind lobende Urteile von Arnim, Savigny, Nyerup und Niebuhr, dem Historiker in Berlin. Jacob jedoch – und Wilhelm mußte sich dessen schmerzlich bewußt sein – hatte schon 1811 die Übersetzungsweise seines Bruders stark kritisiert und sich im wesentlichen dabei der gleichen Argumente bedient wie Gräter, allerdings nicht öffentlich, sondern privat in einem Brief

14 Idunna und Hermode 1812. S. 19. Sperrungen von der Autorin.

15 Wie Anm. 13, S. 174. Sperrungen von der Autorin.

an Arnim; dabei scheint er mir trotz dem vorsorglichen Anfang im Grunde rücksichtsloser in seiner Kritik zu sein als Gräter:

Ueber Wilhelms Kämpfe Viser ist nun so viel gesprochen worden und er hat darüber genug erfreuendes Lob erhalten, daß er mir meinen Tadel nachsehen muß, wozu ich sonst nicht den Muth hätte, aus Sorge ihm weh zu thun, und daß er mir erlauben muß, die Commentare und Vorrede, worin einiges überaus glücklich ausgedrückt und das Meiste auch vollkommen meine Meinung ist – lieber zu haben, als die Lieder, die nicht sein sind und bei deren Bearbeitung ich, um auch dies offenherzig zu sagen, keine eigentliche Arbeit sehe. Vielmehr fühle ich gerade, daß eine so genomene Uebersetzung gar nicht schwer sein kann und von selbst so werden muß, man braucht blos die Worte in Deutsch umzuschreiben und die Reime entweder unvollkommen zu lassen oder Flickreime zu suchen, welches beides er auf eine wenigstens inconsequente Weise hat abwechseln lassen. (Und etwa eine halbe Seite später): Fehler im einzelnen Sinn würde ein fleißiger, misgünstiger Recensent allenfalls nachweisen können, das eigentlich unübersetzliche ist aber nur zufällig getroffen und sonst verfehlt¹⁶.

Abschließend kann man zu diesem Themenkomplex sagen, daß in Geschmacksfragen und in Fragen der Wissenschaftsideologie Unvereinbarkeit zwischen Gräter und Wilhelm Grimm herrschte.

Aber die Kontroverse betraf noch ein anderes Problemfeld, das ich unter dem Stichwort »Das Verhältnis zu den Autoritäten« erörtern möchte. Für die Wissenschaftsgeschichte der Zukunft sollte dies fatale Folgen haben. Das Problem entzündet sich zunächst an einem historisch zurückliegenden Fall; doch zeigt die Erregung, mit der Wilhelm darauf reagiert, daß es sich um ein zentrales Problem handelt. In der wissenschaftlichen Literatur spielte damals noch ein Werk eine Rolle, das für die Kenntnis der altnordischen Literatur geradezu Epoche gemacht hatte, nämlich Thomas Bartholin, *Antiquitates Danicarum de causis contemptæ a Danis adhuc gentilibus mortis*, Kopenhagen 1689. Der Titel verspricht einen Traktat über die Ursachen der Todesverachtung bei den noch heidnischen Dänen; in Wirklichkeit enthält das Werk, wenn auch in unübersichtlicher Form, eine Kultur- und Religionsgeschichte der vorchristlichen Nordgermanen anhand altnordischer Quellen, die zahlreich und oft ausführlich nach zumeist ungedruckten Manuskripten eingestreut und mit lateinischer Übersetzung gegeben sind. Kein Geringerer als Árni Magnússon hatte dabei dem Dänen Bartholin mit seinen Kenntnissen und seiner Gelehrsamkeit zur Seite gestanden. Von diesem Werk nun behauptete W. Grimm in den »Alddänischen Heldenliedern«, daß es »mit ebensoviel Belesenheit als Geschmacklosigkeit« (Anm. S. 431) geschrieben sei. Dies löste bei Gräter in höchstem Maße Empörung aus, einmal weil er den Begriff »Geschmack« bei einem wissenschaftlichen Werk nicht anwendbar fand, besonders aber, weil er empfand, daß Grimm durch sein Urteil eine schon klassisch gewordene Autorität herabsetzte und verächtlich machte:

¹⁶ Brief an Arnim vom 9. Juli 1811. Briefwechsel Arnim–Grimm, S. 132f.

Was endlich die absprechenden Urtheile betrifft, so kann Rec. nicht umhin, hauptsächlich zwey verächtliche, aber wohl diesen Männern von Hrn. Gr.(imm) noch zur Zeit nicht gebührende Seitenblicke zu rügen. Der erste betrifft den allgemein bekannten, von jedem Liebhaber und Forscher des Nordischen Alterthums studierten, und von allen, die ihn studiert haben, mit Dank und Hochachtung, die er wahrlich verdient, genannten Thomas Bartholin; aber Hr. Gr.(imm), der ihm ohne Zweifel, falls er sein Buch durchstudiert, und nicht bloß darin geblättert hat, eben so vielen Dank schuldig ist, kann nicht umhin, dasselbe zum erstenmal unter allen Dänen, Schweden, Isländern, Engländern und Deutschen, die seiner gedenken, mit dem Namen eines geschmacklos geschriebenen Buches der Verachtung preisgeben zu wollen. In jedem Falle ist das Urtheil etwas schief; denn es kam wohl bey seinem Buche nicht so sehr darauf an, in welchem Geschmack, sondern mit welcher Gründlichkeit er seinen Satz de causis contemtae a Danis adhuc gentilibus mortis durchgeföhrt hat¹⁷.

Grimm wies den Vorwurf heftig zurück, beharrte jedoch bei seinem Urteil und versah es mit einer etwas präziseren Begründung, die aber m. E. immer noch eine gewisse Verachtung ausdrückt:

Ich fordere jeden auf, der den Bartholin wie ich aufmerksam und mehrmals gelesen, ob dieses Urtheil nicht durchaus gerecht ist. Gelehrte Sammlungen sind an einen Gedanken ganz locker gereiht, der nirgends als die eigentliche und leitende Idee heraustritt, kurz es ist, wie man sich ausdrückt, kein Buch, nur ein Haufen Collectaneen, sehr wunderlich registriert¹⁸.

Rasmus Nyerup jedenfalls, der einige Jahre später zu dieser speziellen Kontroverse Stellung nahm, pflichtete Gräter voll bei. In seinem Buch »Wörterbuch und Sprache der Skandinavischen Mythologie«, aus der dänischen Handschrift übersetzt von L. C. Sander, Kopenhagen 1816, S. 14 schreibt er in einer Anmerkung: *Dem unverdienten Tadel, den sich W. C. Grimm, in seiner Uebersetzung der dänischen Heldenlieder (Kjempeviser) über dies Werk erlaubt, hat Gräter sich kräftig widersetzt in den Heidelberger Jahrbüchern 1813. No. 12, pag. 180–81.*

Auf diese Anmerkung reagiert Grimm wiederum sehr heftig in einem Brief an Nyerup vom 2. April 1817; nach zitatenreicher, natürlich subjektiver Darstellung des ganzen Vorfalles schreibt er zum Schluß:

Sie können sich leicht denken, lieber Freund, dass ich gar nichts dagegen habe, wenn Sie sagen, mein Tadel des Bartholin sey unverdient, Sie sprechen nach Ihrer Ueberzeugung, wie ich dort nach der meinigen gesprochen habe; nur das kann ich Ihnen nicht zugeben, dass des Recensenten (des Hrn. Gräters, wie Sie ihn selbst nennen) Widerspruch als ein kräftiger zu loben sey. Im Gegentheil werden Sie mir, wenn Sie jene Stelle gelesen haben, wie ich sicher vertraue, zugeben, dass er auf diese Weise höchst ungerecht, selbst schmähend für mich ist; ja ich zweifle nicht an Ihrer Unparteilichkeit, dass Sie dieses bei Gelegenheit öffentlich anmerken, da es mir natürlich nicht einerlei ist, wie man von meiner

17 Wie Anm. 13, S. 108f. Sperrungen von der Autorin.

18 Sendschreiben. In: Kleinere Schriften II. S. 136.

*Weise über anerkannte Bücher zu urtheilen denkt. Wonach ich strebe ist Freiheit und Bescheidenheit zugleich*¹⁹.

Ich verzichte hier auf einen Kommentar, da er notwendig zu einer individualpsychologischen Analyse führen müßte, die ich vermeiden möchte. Soviel mir bekannt, hat Nyerup sein Urteil nicht zurückgenommen; wie hoch er Gräter achtete, zeigt die Widmung des eben erwähnten Buches, die lautet:

Den Herren Professoren, Friedrich David Gräter in Schwäbisch-Hall, Peter Erasmus Müller und Jens Møller, beyde in Kopenhagen, – Den gründlichen Kennern, geschickten Vertheidigern und glücklichen Bearbeitern der nordischen Mythologie, ehrerbietigst gewidmet vom Verfasser.

Ein zweiter Gelehrter, den Gräter gegen Wilhelm Grimm in Schutz nahm, war Peter Friedrich Suhm (1728–1798), der bekannteste und fruchtbarste dänische Altertumsforscher im 18. Jahrhundert. Ihm hatte Gräter schon die »Nordischen Blumen« in tiefster Verehrung gewidmet, und 1803–04 hatte er den ersten Band von Suhms »Geschichte der Dänen« in deutscher Übersetzung vorgelegt. Diesen Band, die »Geschichte der Nordischen Fabelzeit vom grauesten Alterthum an bis zu Ende des 8. Jahrhunderts«, der in unserem Sinne gar keine Geschichte enthielt, aber eine Fundgrube für mythologisches Material war, hatte W. Grimm fleißig benutzt und einmal Anlaß genommen, seinen »matten, breitgewalzten Stil« zu tadeln. So hatte er gleich zwei Gelehrte vor den Kopf gestoßen, den toten Suhm und den noch lebenden Gräter. Wie geringschätzig er den Übersetzer des für ihn so nützlichen Buches behandelte, zeigt seine äußerst nachlässige, inkonsequente Zitierweise: Suhm nord. Fabelzeit II. 291 – so lautet die noch ausführlichste Formulierung; der Übersetzer wird unterschlagen²⁰. So nimmt es nicht wunder, daß Gräter, der offen für die ältere Autorität eintritt, sich auch selbst verteidigt, dies jedoch in verdeckter und ungeschickter Form: er kreidet die nachlässige Zitierweise an und bringt außer anderen schulmeisterlich angeführten Beispielen das peinlich genaue Zitat seiner eigenen Suhmschen Übersetzung. W. Grimm weist alle Vorwürfe zurück, indem er seine eigenen Schwächen bagatellisiert, jedoch hart zupackt, wo Gräter sich bloßstellt. Im Falle der Autoritäten zieht Grimm seinen Gegner einer falschen, unkritischen »unangemessenen Verehrung«. Und ihn selbst sucht er dadurch am meisten zu treffen, daß er, den Angriff auf das Persönliche und Moralische nicht scheuend, Gräter in höhnischen Vergleichen der Eitelkeit beschuldigt, ein Vorwurf, der in den Briefen der Brüder Grimm fast jedesmal auftaucht, wenn sie sich über Gräter äußern.

In dem Zusammenhang der hier erörterten Auseinandersetzung läßt sich diese Eigenschaft, auf die tatsächlich vieles hinweist, durchaus psychologisch erklären. Gräter spürte, daß die Brüder ein seltsames Verhältnis – sagen wir – zur wissenschaftlichen Vergangenheit, zu ihren eigenen Grundlagen hatten. Während er selber

¹⁹ Briefwechsel mit nordischen Gelehrten. S. 75.

²⁰ Es muß hier angemerkt werden, daß a) für heutige Begriffe nachlässige Zitierweise damals häufig vorkam und daß b) Übersetzer oft nicht einmal in der Übersetzung selbst genannt wurden. Trotzdem hat Gräter recht und ist sogar Wegweiser zu besserer wissenschaftlicher Arbeitsweise.

bei vielen Gelegenheiten auf die Antriebe hinwies, die er durch seine Vorgänger erhalten hatte, immer wieder den Hintergrund herausarbeitete mit Namen wie Klopstock, Herder, Gerstenberg, Denis, Uz und Gleim und vielleicht wirklich seiner Verehrung für die dänischen Gelehrten Suhm, Nyerup und Abrahamson einen zu barocken Ausdruck gab, schien bei seinen Gegnern ein geradezu entgegengesetztes Prinzip im Spiele zu sein. Sie wollten nicht ihre Abhängigkeit, sondern die eigene Leistung zeigen; auch dies ist psychologisch erklärbar als ein Überbordwerfen veralteter Strukturen durch eine neue jugendliche Generation. Für die fernere Vergangenheit wählten sie den Weg einer etwas überheblichen Kritik, für den unmittelbaren Vorgänger fanden sie subtilere Mittel, wie beiläufiges Nennen, ungenaues Zitieren – so häufig einfach »Bragur« ohne Angabe von Verfasser, Band und Seitenzahl –, Übersehen von Leistungen und Ergebnissen und kleinliche Fehlerkritik. Wenn Gräter dann aufbekehrte und seine eigenen Verdienste ins Licht rückte, nahmen sie ihre Zuflucht zu dem Vorwurf der Eitelkeit.

Gräter hat nie so hart zurückgeschlagen wie von der Hagen, der sich in ein Kritiker-Duell mit Jacob Grimm einließ und dabei Gräters Idunna als Plattform benutzte. Jacob hatte nämlich eine Rezension über das »Buch der Liebe«, hg. von Büsching und von der Hagen, Berlin 1809, verfaßt, die den Satz enthielt:

*Es gibt eine kompilierende Oberflächlichkeit, die sich nach der Breite und Wohlgefälligkeit der Ausführung zu schließen, wenig ihrer bewußt wird und dieses ist es, was wir tadeln*²¹.

Diesen Satz parodistisch abwandelnd antwortete von der Hagen wie folgt:

*»Wie es in den Wald hineinschallt, so schallt es wieder heraus.« – Es gibt eine gewisse gernrezensirende Vornehmigkeit, die, nach ihrer Selbstgefälligkeit zu schließen, sich ihrer, und auch der übrigen sehr wohl bewußt ist, aber in ihrer Anmaßung die früheren Entdeckungen und Darstellungen Anderer verläugnet, oder nur verächtlich darüber hinblickt, und sich gebärdet, als wüßte sie alles zuerst und zum besten, und müßte alles erst durch sie angefangen und auch vollendet werden; in welcher man jedoch einen gewissen Ingrim (dies wohl ein Wortspiel zum Namen Grimm – Bemerkung von mir) gegen dies von Andern früher Geleistete oder Unternommene verspüren kann. . .*²².

Von der Hagen trifft, wenn auch mit sehr harten Formulierungen, genau das Richtige über die später so berühmt gewordenen Brüder: Neben ihrem genialisch-romantischen Selbstgefühl, dem Bewußtsein des Aufbruchs zu neuen Ufern und der Gewißheit ihres Fleißes, ihrer Kenntnisse und ihrer Geisteskräfte blieb wenig Raum für die Anerkennung dessen, was andere leisteten. Gräter reagierte in dem Briefwechsel mit Jacob Grimm mit großer Traurigkeit auf diesen Befund:

Unter allen neueren Schriftstellern über Nordische und Alteutsche Literatur hat mir in der That keiner soviel Bewunderung und Achtung eingeflößt als Sie. Es ist vielleicht eine Folge Ihres grossen Strebens und des idealischen Bildes der Vorzeit, das noch jugendlich schön vor Ihrer Seele steht, wenn Sie mit mehr Geringschät-

21 J. Grimm: Kleinere Schriften VI. S. 86.

22 Anzeiger zu Idunna und Hermode, No. 13, 4. Juli 1812. Sperrungen von der Autorin.

zung, als es billig scheint, allein oder in Verbindung auf andere herabsehen... und es dünkt mich, wenn Sie mir erlauben, aufrichtig zu seyn, Männer, die mit solcher Thätigkeit und Umsicht, mit so glücklichen Verbindungen (er denkt an Nyerup, Rask und Hammerstein – Bemerkung von mir) arbeiten, bedürfen es gar nicht, ihren Ruhm auf den Schatten anderer zu gründen²³.

Und an anderer Stelle:

Wie wird es wohl Ihnen nach 20. Jahren gefallen, wenn ein späterer Schriftsteller, (wie es ebenfalls seyn kann) Ihre zwanzigjährigen, von dem Publicum anerkannten Forschungen mit gleicher Geringschätzung behandelte²⁴?

Warum sollte man an der Aufrichtigkeit solcher Analysen zweifeln? Gräter war sich seiner Leistungen voll bewußt, aber er wußte auch, daß er in vielem nur Vorreiter war. Einer mußte anfangen, einer mußte anregen, und es war billig, wenn der Nachfolger besser war und weiter kam.

Weder seine Friedensbemühungen, noch seine verzweifelte Selbstverteidigung haben ihm etwas genützt. 1835, als Gräter schon fünf Jahre tot war, hat Jacob Grimm in seiner Vorrede zur ersten Ausgabe der »Deutschen Mythologie« den bösen Satz geschrieben:

Gräters thätigkeit dafür (nämlich die altnordische Mythologie), eines unmäßig eitlen schriftstellers von viel geschrei und wenig wolle, vermochte es nicht, sie (nämlich die Erinnerung an die germanische Vorzeit) wärmer anzufachen²⁵.

Das oft zitierte, im Zusammenhang überflüssige und völlig ungerechte Wort von dem »unmäßig eitlen Schriftsteller von viel Geschrei und wenig Wolle« ist ungeprüft in die Wissenschaftsgeschichte eingegangen. Es ist den Brüdern Grimm fast gelungen, den Begründer der wissenschaftlichen Nordistik in Deutschland totzuschweigen.

Bevor wir noch einige weitere Schlußfolgerungen anstellen, sei ein kurzer Blick auf die Wirkungsgeschichte der beiden Streitgegenstände, der »Aldtänischen Heldenlieder« und der Grimmschen Edda eingeschaltet. Zuvor noch dies: Gräter hatte in beiden Fällen das ungestüme, nach seiner Meinung zu rasche Vorpreschen der Brüder gerügt. Vor der Behandlung der Folkeviser hätte man die Neuausgabe von Nyerup, Rahbek und Abrahamson abwarten sollen, und bei der Edda sei der arnamagnäanischen Ausgabe der Vortritt zu lassen; das erstgenannte Werk erschien 1812–14, das zweite 1818 – dagegen W. Grimm 1811 und die Edda 1815. War also Gräters Rüge unberechtigt? Im Gegenteil, J. Grimm hat Gräters Warnungen selbst bestätigt, natürlich ohne auf ihn bezug zu nehmen; 1819 erschien von ihm in den Göttingischen gelehrten Anzeigen eine Rezension über die ein Jahr zuvor erfolgte Ausgabe des zweiten Teiles der Edda in Kopenhagen, in der er ein strenges Urteil über die deutschen Bemühungen auf diesem Gebiet fällt, das mithin zur Hälfte eine Selbstkritik enthält:

Während nun von zwei seiten her in Deutschland, man musz es gestehen, etwas zu

23 Briefwechsel (wie Anm. 9). S. 42. August 1812. Sperrungen von der Autorin.

24 Ebd. S. 47.

25 S. XXIX. Einschübe von der Autorin.

*vorlaut und eilig, ausgaben sammt übersetzungen in verschiedener (steifer und laxer) manier verkündigt und wirklich begonnen wurden, liesz sich die gelehrte kopenhagener gesellschaft durch dieses alles vielleicht zur beförderung des werks ermuntern, aber in ihrem ruhigen geschäftsgange nicht stören, sondern sie stellt nunmehr im jahr 1818 (nachdem die Hagensche ausgabe bereits 1812, die Grimmsche 1815, beide mit sehr geringem aufsehn erschienen waren) ihre gründliche und vollständige ausgabe ans licht der welt, und macht dadurch jene deutschen arbeiten ziemlich oder gänzlich überflüssig*²⁶.

Es sei übrigens angemerkt, daß in der dänischen Ausgabe alle vier hier behandelten deutschen Gelehrten, einträchtig in einem Satz, und zwar nach der Reihenfolge des Alters ehrenvoll genannt werden. (Seite V der Einleitung).

Umsonst rechnete W. Grimm mit einer baldigen Neuauflage der »Altdänischen Heldenlieder«; erst 1944 hat Max Kuckei eine Auswahl daraus neu herausgegeben, und 1963 hat Ina-Maria Greverus erneut auf sie aufmerksam gemacht²⁷. – Noch schwieriger stand es um die Grimmsche Eddaausgabe. Von ursprünglich mehreren geplanten Bänden ist nur der erste erschienen, der dreizehn Heldenlieder der alten Edda enthält und dessen Inhalt etwa dem ersten Teil des Nibelungenliedes entspricht. (Dazu eine kleine persönliche Anmerkung: Wir konnten die alte Ausgabe nach dem zweiten Weltkrieg noch aus den Beständen des Verlags erwerben.) Die Lieder waren jeweils von zwei deutschen Übersetzungen begleitet, einer sehr wörtlichen, die nur dem von Nutzen ist, der auch den Urtext vergleichen kann, und einer freieren in gehobener Prosa; beide stammten übrigens von Wilhelm, die wörtliche entstand aber auf Jacobs Drängen. Die Prosaübersetzung wurde 1885 von Julius Hoffory zu Jacobs hundertstem Geburtstag neu herausgegeben, und sie erschien auch in der Insel-Bücherei ohne Jahreszahl und ohne Herausgeber²⁸. Jacob hat 1860 in seiner »Rede auf Wilhelm Grimm« versucht, eine Erklärung für die geringe Wirkung zu geben; es heißt da:

*Dies Lied (nämlich das Hildebrandslied) lag eben auf dem weg zu einer bald erfolgenden ausgabe der Edda, von welcher es, aus mehr als einem grunde, beim ersten bande geblieben ist. offenbar hatten wir zu hoch gegriffen und uns zugetraut, dasz die wahrnehmung und entfaltung überraschender bezüge, die das nordische mit unserm alterthum hat, schritt halten könne mit besiegung zahlloser schwierigkeiten, die der alte text herbeiführt und wozu es langer über Rasks isländische grammatik hinausreichender bekanntschaft mit den geheimnissen der altnordischen sprache bedurfte. gleichwohl gereichte die mutig angesetzte arbeit selbst, mir wenigstens, zur festigung meiner studien in diesem wichtigen theil unserer sprachkunde*²⁹.

26 *J. Grimm*: Kleinere Schriften IV, S. 119.

27 Vgl. *Max Kuckei*: Nordische Volkslieder. Wedel 1944. *Ina-Maria Greverus*: Skandinavische Balladen des Mittelalters (Rowohlts Klassiker der Literatur und der Wissenschaft). 1963. *Dies.*, Wege zu Wilhelm Grimms »Altdänischen Heldenliedern«. In: Gedenkschrift zur hundertsten Wiederkehr des Todestages von Jacob Grimm. Marburg 1963. S. 469ff.

28 *Julius Hoffory*: Lieder der alten Edda. Deutsch durch die Brüder Grimm, neu hg. Berlin 1885.

29 *J. Grimm*, Kleinere Schriften I, S. 171.

Daß die beiden »zu hoch gegriffen« hatten, war eine richtige Erkenntnis, denn noch heute haben wir »zahllose Schwierigkeiten« der Edda nicht besiegt, obwohl Generationen von tüchtigen Wissenschaftlern daran gearbeitet haben. »Die Wahrnehmung und Entfaltung überraschender Bezüge, die das Nordische mit unserm Altertum hat«, tritt in den Anmerkungen und Kommentaren des erschienenen Bandes schon deutlich hervor, aber das weitaus größere unveröffentlichte Material für den zweiten Band und für ein geplantes Glossar harren noch der Bearbeitung durch den Fachmann.

Da fachkompetente Kenner – ich spreche hier einmal nur für das Altnordische – zu wenig für die Erforschung dieses wissenschaftsgeschichtlich wichtigen Prozesses getan haben, nahm die Grimm-Rezeption einen schiefen und unglücklichen Verlauf. Die Brüder Grimm wurden in erster Linie durch die »Kinder- und Hausmärchen« weltweit berühmt, und es bildete sich eine dazu passende Grimm-Legende, die der wissenschaftsgeschichtlichen Bedeutung der beiden gar nicht gerecht wurde. Das so vereinfachte Bild wirkte sich aber noch viel verheerender auf die Mitstreiter in dieser frühen Epoche aus. Es ist empörend, Urteile zu lesen, die ohne Bemühen um Sachkenntnis und mit ungerechtfertigter Parteinahme für »das edle Brüderpaar« abgegeben wurden. So nahm auch Hermann Fischer 1877 in seinem Vorwort zu dem Briefwechsel zwischen Jacob Grimm und Gräter ausdrücklich Abstand davon, sich »über die moralischen Factoren in dem Streite zu verbreiten«, und zitierte doch im gleichen Satz Jacobs Urteil über den »unmässig eitlen Schriftsteller...«, als wäre dies kein moralischer Faktor. Solange Vorurteile die Analyse ersetzen, kann es kein zutreffendes Urteil geben³⁰.

30 Vgl. *H. Bausinger* (wie Anm. 10): »Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß die Beurteiler dieses Streits sich vorschnell in die Position des Denkmalpflegers begeben, und daß sie Gräters Angriffe als Schändung von Nationalheiligümern verstehen.« (S. 88, Anm. 58).

LITERATUR

- Abrahamson, Verner Hans Frederik, Rasmus Nyerup und Knud Lyne Rahbek* (Hg.): Udvalgte Danske Viser fra Middelalderen, Del 1–5. Kjøbenhavn 1812–14.
- Arnim, Ludwig Achim von*: Tröst Einsamkeit (Zeitung für Einsiedler). Hg. von *Fridrich Pfaff*, Freiburg i. B. und Tübingen 1883.
- Ders.* und *Clemens Brentano*: Des Knaben Wunderhorn. Bd. 1, Heidelberg 1806 (bereits 1805 erschienen).
- Bartholin, Thomas*: Antiquitatum Danicarum de causis contemptæ a Danis adhuc gentilibus mortis libri tres. Hafniæ 1689.
- Björner, Erik Julius* (Hg. und Übers.): Nordiska Kämpa Dater... Stockholmiæ 1737.
- Briefwechsel: Achim von Arnim und Jacob und Wilhelm Grimm. Bearb. von *Reinhold Steig*. Stuttgart und Berlin 1904.
- Briefwechsel zwischen Jacob Grimm und Friedrich David Gräter. Hg. von *Hermann Fischer*. Heilbronn 1877.
- Briefwechsel der Gebrüder Grimm mit nordischen Gelehrten. Hg. von *Ernst Schmidt*. Berlin 1885.
- Edda Sæmundar hins Fróða. Edda rhythmica seu antiqior, vulgo Sæmundina dicta. Pars I: Odas mythologicas, a Resenio non editas, continens. Hafniæ 1787. Pars II: Odas mythico-historicas continens. Havnæ 1818.
- Gräter, Friedrich David*: Nordische Blumen. Leipzig 1789.
- Ders.*: Bragur I–VIII. Leipzig (der letzte Band: Breslau) 1791–1812.
- Ders.*: Idunna und Hermode. Eine Alterthumszeitung. Breslau (der letzte Jahrgang: Hall) 1812–1816.
- Ders.*: Über den Aufsatz: Die Lieder der alten Edda. In: Idunna und Hermode 1812. S. 65–68 und S. 71f.
- Ders.*: (anonym), Rezension über »Altdänische Heldenlieder, Balladen und Märchen«, übersetzt von Wilhelm Carl Grimm. In: Heidelbergsche Jahrbücher der Litteratur, No. 11–13, 1813, S. 161–198.
- Grimm, Jacob*: Deutsche Mythologie. Göttingen 1835.
- Ders.*: Kleinere Schriften. Bd. 1–7. Berlin 1864–84. Bd. 8: Gütersloh 1890.
- Grimm, Jacob und Wilhelm*: Die beiden ältesten deutschen Gedichte aus dem achten Jahrhundert: Das Lied von Hildebrand und Hadubrand und das Weißenbrunner Gebet. Zum erstenmal in ihrem Metrum dargestellt und hrsg. durch die Brüder Grimm. Cassel 1812.
- Dies.*: Lieder der alten Edda. Aus der Handschrift hrsg. und erklärt durch die Brüder Grimm. Bd. 1, Berlin 1815.
- Grimm, Wilhelm*: Altdänische Heldenlieder, Balladen und Märchen. Übers., Heidelberg 1811.
- Ders.*: Kleinere Schriften. Hg. von Gustav Hinrichs. Bd. 1–3: Berlin 1881–83. Bd. 4: Gütersloh 1887.
- Ders.*: Über die Entstehung der altdutschen Poesie und ihr Verhältnis zu der nordischen. In: Studien. Hrsg. von *Carl Daub* und *Friedrich Creuzer*. Heidelberg. 8. Bd. IV (1808), S. 75–121, 216–288. Wiederabgedr. in: Kleinere Schriften 1, S. 92–170.
- Ders.* (mit *Jacob Grimm*): Ankündigung der Herausgabe der Edda Saemundar und des Reineke Fuchs. In: Hallische allgemeine Litteraturzeitung vom 18. April 1811, S. 853f. Wiederabgedr. in: Kleinere Schriften 2, S. 495f.
- Ders.* (mit *Jacob Grimm*): Die Lieder der alten Edda. In: Morgenblatt für gebildete Stände. Sechster Jahrgang, No. 65–69 vom 16.–20. März 1812, S. 258–260, 263–264, 265–267, 271, 275. Wiederabgedr. in: Kleinere Schriften 1, S. 212–227.
- Ders.*: Drei altschottische Lieder in Original und Übersetzung aus zwei neuen Sammlungen. Nebst einem Sendschreiben an Herrn Professor F. D. Gräter von W. C. Grimm. Heidelberg 1813. Wiederabgedr. (und hiernach zitiert) in: Kleinere Schriften 2, S. 104–136.
- Hagen, Friedrich Heinrich von der*: Lieder der älteren oder Sæmundischen Edda. Zum erstenmal hrsg. Berlin 1812.
- Haldorsen, Björn*: Lexicon Islandico-Latino-Danicum Biörnönis Haldorsonii. Biörn Haldorsens islandske Lexicon. Hauniæ 1814.
- Peringskjöld, Johan*: Wilkina Saga / eller Historien om Konung Thiderich af Bern och hans Kämpar; samt Niflunga Sagan... Stockholmis 1715.
- Rask, Rasmus Kristian*: Vejledning til det Islandske eller gamle Nordiske Sprog. Kjøbenhavn 1811.
- Suhm, Peter Friedrich von*: Geschichte der Dänen. Aus Liebe zu dem Studium derselben, und aus Ehrfurcht für ihren Verfasser ins Teutsche übertr. von Friedrich David Gräter. Bd. 1: Geschichte der Nordischen Fabelzeit vom grauesten Alterthum an bis zu Ende des achten Jahrhunderts. Abth. 1–2. Leipzig 1803–04.
- Syv, Peder*: Et Hundrede udvalde Danske Viser ved Anders Sørensen Vedel, forøgede med det Andet Hundrede Viser... København 1695.